

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 4 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 19.

Donnerstag, am 5. Mai.

1853.

Die Bwillingschwester.

Novelle

von

Juliette Korb.

Die Messstadt F. bot ein reges geschäftiges Leben und Treiben. In den Läden und Buden waren die verschiedenartigsten Erzeugnisse der Industrie ausgestellt, und die Käufer bewegten sich in den Reihen. Überall sah man Kisten und Ballen ausladen, und überall boten sich hilfreiche Hände dar, gegen gute Bezahlung gekaufte Gegenstände fortzutragen. Lärm, Geschrei und das Geräusch der Wagen auf dem Steinpflaster verursachten dem Kleinstädter, weniger an dergleichen Geräusch gewöhnt, bald Kopfschmerz. Hier sah man die verschiedensten Physiognomien vom edelsten bis zum gemeinsten Ausdruck in allen Schattirungen. Der reelle Kaufmann seine Waaren dem schlauesten Käufer vorzeigend. Hier gehen in lange seidne Kastane gehüllt, mit oft schönen orientalischen Köpfen, geschmückt mit den glänzenden Seitenlocken und langem Barte die Kinder Israels, weit hergekommen aus Polen, Moldau und Wallachei, dann die große Zahl ihrer Glaubensge-

nossen, vom reichsten jüdischen Kaufmann, der als Banquier oder Inhaber eines großen Waarengeschäfts die Messe bezieht, bis zu dem kleinsten Handelsmanne, der seinen Tisch mit allerlei Kleinigkeiten, wie Messer, Scheeren, Bürsten und dgl. auspust, jedem Vorübergehenden seine Waare anpreisend, und dem bettelnden zerlumpten Juden, der wehklagend alle Straßen durchzieht.

Es war Sonntag, aber das Leben hatte eher zu-, als abgenommen, denn eine Menge Landleute waren zur Stadt gekommen und erhöhten eher das Gewirre. Es war ein echter, schöner Sonntag mit klarem Himmel und glänzenden Sonnenstrahlen, die die Reize der schönen Töchter der Stadt und der fremden Damen erhöhten und ihre oft reichen und geschmackvollen Toiletten verherrlichten.

Am offenen Fenster seiner Parterrewohnung stand der Inhaber eines großen Manufacturwaarengeschäfts, die Arme über die Brust gekreuzt und hinausstarrend in das geschäftige Treiben. Er mochte ein Mann von einigen 40 Jahren sein, dessen ganze Erscheinung einen wohlthuenden Eindruck machte. Ein offnes, redliches Gesicht, mit liebevollen klugen Augen erwarb ihm Vertrauen.

Er hatte sich auf kurze Zeit vom Geschäft losgemacht und gedachte so eben lebhaft seiner Heimat und seiner Gattin. Da wurde er plötzlich durch eine zitternde Frauenstimme aus seinem Sinnen geweckt, die zu ihm sagte: „ach, Herr, erbarmt Euch meiner und meiner armen Kinder.“ — Herr Liebau blickte auf, ein Zug tiefsten Mitleids verbreitete sich über sein Gesicht, als er eine Frau von ungefähr 30 Jahren vor sich sah, in ärmliche Kleider gehüllt, auf dem einst hübschen, aber abgezehten Antlitz Spuren von Kummer und Entbehrung, und große Schweißtropfen auf der Stirn und den eingefallenen Wangen, in Folge der Anstrengungen, die ihr das Tragen von zwei kleinen Kindern verursachen mußte. Sie trug die Kinder auf den Armen und hatte sie sich geschickt noch vermittelst der Schürze befestigt. Es waren zwei liebe zarte Mädchen von einem halben Jahre, mit großen blauen Augen, die so unbekümmert in die Welt schauten, die ihnen in ihrem noch so kurzen Leben doch keine Freude gebracht hatte. Aber auf Kindesklippen vermag ja schon ein freundliches Auge ein liebliches Lächeln zu zaubern! Der Mutter Auge hatte wohl oft geweint, und Schmerzensstränen waren auf die zarten Säuglinge gerollt, wenn diese noch Nahrung verlangt und der Born in der Mutterbrust fast versiegt war. Ein drittes Kind, ein kleiner, kränklich aussehender Knabe von beinahe 4 Jahren vervollständigte noch dies Jammerbild.

Herr Liebau war gerührt und bis in's Innerste bei diesem Anblick erschüttert. Er rief die Frau in das Zimmer, bot ihr einen Stuhl an, um auszuruhen und fragte sie, wie sie zu dieser Armuth gekommen sei, und ob Niemand für sie und ihre Kinder Sorge trage.

„Ach, lieber Herr,“ antwortete sie seufzend, „mein armer Mann hatt immer fleißig gearbeitet, er ist Körner und hätte sich gewiß wieder in der Messe verdient, aber vor 14 Tagen hat er sich bei dem Aufladen von Kisten Schaden gethan und kann jetzt gar nichts verdienen. Die rechte Hand ist ihm ganz geschwollen, und es liegt ihm so schwer in allen Gliedern. Schon vor der Geburt der Kleinen ging es uns sehr traurig. Der harte Winter hatte uns stark mitgenommen, doch hofften wir auf bessere Zeiten. Da gab uns der liebe Gott die Zwillinge; ich war recht krank und betrachtete

voll Kummer die Würmchen. O, Herr, Armuth thut sehr weh! Gott weiß es, wie wir uns geplagt haben, und wie ein Stück nach dem andern aus unserer kleinen Wirthschaft verkauft werden mußte, da blutete mir wohl das Herz, aber es mußte geschehen. Es gab auch mildthätige Leute, das ist wahr, aber auch oft harte Worte, und die Schmerzen und greifen an die Seele.“

Herr Liebau gab ihr einige Geldstücke und fragte nach dem Namen und ihrer Wohnung. Nachdem sie ihm dieselbe bezeichnet, versprach er ihr, sie vor seiner Abreise zu besuchen und ein Mittel an die Hand zu geben, sich und die Ihrigen aus der schrecklichen Lage zu befreien. Mit Dank und Segenswünschen gegen ihren Wohlthäter verließ sie mit ihren Kindern den freundlichen Mann.

Einige Tage nach dieser Begebenheit durchschritt Herr Liebau eines Nachmittags die kleinen Gäßchen der Vorstadt. Er sah nach den Nummern der kleinen, meistens schlechten Häuser, schüttelte den Kopf und ging wieder zurück, ohne das rechte zu finden. Er näherte sich zwei spielenden Kindern und erhielt auch auf seine Frage sogleich Auskunft, wurde aber mit neugierigen Augen betrachtet, die zu fragen schienen: was will wohl der vornehme Herr bei so armen Leuten? Herr Liebau griff in die Tasche und reichte jedem ein kleines Geldstück, worauf sie sich gleich erboten, den Herrn zu führen. Er ließ sie gewähren und folgte den voranspringenden Knaben. Das letzte der kleinen Häuser in der großen Vorstadt wurde ihm jetzt von den Kindern als das gesuchte bezeichnet, und Herr Liebau schritt durch die enge Pforte in einen schmalen niedrigen Flur. Geschrei von Kinderstimmen zeigte ihm den Weg eine dunkle Treppe hinauf nach dem Boden. In demselben Augenblick, als er die letzte Stufe betrat, öffnete sich eine Thür und Frau Berg trat dem Ankommenden entgegen, den sie auch sogleich wiedererkannte und auf seine freundliche Begrüßung mit den Worten: „gedankt sei Gott, der mich zu Ihnen führte,“ nach dem kleinen Bodensübchen zog.

Herr Liebau war tief ergriffen bei dem Anblick der Noth, die hier herrschte und die eben von den brennenden Strahlen der Sonne grell beleuchtet wurde.

„Wilhelm,“ wandte sich Frau Berg zu ihrem Manne, „sieh, hier kommt der gütige Herr selbst,

von dem ich Dir schon so viel erzählt habe, o, nun können wir wieder hoffen, der liebe Gott hat uns noch nicht verlassen. Aber, lieber Herr, setzen Sie sich, Sie sind gewiß erschöpft von dem weiten Gange in dieser Hitze," und sie schob Herrn Liebau einen elenden Strohstuhl hin. Dieser faßte jetzt alles genauer in's Auge und sagte freundlich zu dem Manne, der sich mühsam vom Stuhl erhoben hatte: „Ihr seid wohl noch sehr leidend?“

Wilhelm Berg antwortete leise und von kurzem Husten unterbrochen: „ja, mein guter Herr, seit 14 Tagen bin ich wirklich recht krank, seit Jahren leide ich eigentlich schon, bin aber in letzter Zeit durch einen Fall, wobei ich eine Quetschung erlitt, so geschwächt, daß ich jetzt nicht arbeiten kann, jetzt, wo grade Arbeit genug für mich wäre, ach, Herr ist das nicht grausam?“

„Und habt Ihr keinen Arzt um Rath gefragt,“ sagte Herr Liebau.

„Ach ja,“ lieber Herr, „hier in der Vorstadt wohnt ein Chirurgus, er war zwei Mal hier, aber mein Uebel sitzt gar zu tief,“ sagte Wilhelm seufzend. „Und nun mein armes Weib und die drei unschuldigen Kinder, was soll aus ihnen werden, wenn ich nicht bald wieder arbeiten kann?“ Dabei füllten sich seine rothgeränderten Augen mit Thränen.

„Seid ruhig, guter Mann,“ tröstete Liebau, „ich versprach Eurer Frau Hilfe und komme mit einem Vorschlage, der Euch, wenn Ihr ihn annehmt, der Sorge entheben soll.“

„D, redet, redet, edler Mann!“ riefen beide Gatten und sahen gespannt und voll Erwartung Liebau an.

Dieser stand auf, trat an die schlechte Wiege, in der die Zwillinge ruhig schliefen und sagte: „Ihr habt da zwei kleine Mädchen, überlaßt mir eins von den beiden.“

„Herr, führe uns nicht in Versuchung,“ betete die Frau und betrachtete den Fremden mit mißtrauischen Blicken. Dieser hatte dies sogleich bemerkt, ergriff ihre Hände und sagte mit sanftem Vorwurf: „hören Sie mich nur erst an, gute Frau, und fassen Sie Vertrauen zu mir. Ich bin seit 14 Jahren verheirathet und meine Ehe blieb kinderlos. Schon vor längerer Zeit wollten wir ein Kind annehmen und als unser eigenes erziehen, doch war es bis jetzt unterblieben. Meine Gattin

ist eine gute liebevolle Frau, deren einziger Kummer es ist, kein einziges Kind zu besitzen. Als ich Sie sah, mit den zwei kleinen Wesen auf den Armen, kam mir der Gedanke in den Sinn, wenn Sie einwilligen sollten, das eine mir abzutreten, welche unendliche Freude ich meiner Frau bereiten und Eure Noth zugleich lindern könnte. Wir würden das Kind wie unser eigenes lieben und sein Glück, soviel in unsern Kräften steht, sichern.“

„Ist es aber auch recht,“ fiel Wilhelm ein, „die Zwillinge, die doch zusammen gehören, zu trennen?“

„Ach, Wilhelm,“ rief die Frau, „mir fällt der Herr Philipp ein, der Taufpathe der Kinder, der ihnen die Namen gab, der würde sagen, das hat mir geahnt.“

„Was ist's damit, liebe Frau?“ sagte Liebau, der in dieser Aeußerung ein Entgegenkommen seines Wunsches zu bemerken glaubte.

„Ach, Frau, laß den Unsinn, mir thut es lange leid, daß die Kinder so heißen,“ sagte Wilhelm.

„Wie heißen denn die Kleinen?“ fragte Liebau neugierig.

„Ja, sehen Sie lieber Herr,“ begann Frau Berg zögernd, „als die Kinder getauft werden sollten, baten wir einen jungen Menschen, der hier unten in demselben Häuschen wohnte, und uns so arm er auch war, manche Gefälligkeit erzeigte hatte, eine Pathenstelle zu übernehmen. Er that es, verlangte aber, den Kindern selbst die Namen geben zu dürfen. Er war von etwas düsterem Charakter, aber herzensgut und sprach, nachdem die Taufe vorüber, zu mir: „da sind Eure Kinder: Die älteste heißt Felicitas, die andere Dolores. Das erste heißt Glück, das andere bedeutet Schmerz; nun müßt Ihr sehen, ob das Schicksal sich wird an die Namen halten oder nicht.“ Ich, und besonders mein Mann waren erst unwillig, wir konnten die Namen gar nicht behalten, aber der arme junge Mensch war so gut gegen uns, trug die schreienden Kleinen oft so lange herum, und beruhigte sie wieder, daß wir ihm nicht zürnen konnten.“

„Was war denn der junge Mann,“ fragte Liebau, „und wie heißt er?“

„Wir nannten ihn für immer Herr Philipp, ob er noch einen andern Namen hatte, weiß ich

nicht. Er hatte eine Violine, worauf er immer spielte, oft bis in die Nacht hinein, und am Tage schrieb er fleißig „Noten,“ wie er sagte; davon lebte er wohl, ach, nicht viel besser als wir. Vor 6 Wochen ist er aber abgereist; er sagte, er gehe nach der Hauptstadt, hier könne er nichts lernen und nichts verdienen. Sehen Sie, die Rede des jungen Philipp fiel mir jetzt wieder ein. Aber es ist doch wohl eine Sünde, ein Kind wegzugeben,“ rief sie schluchzend.

„Beruhigt Euch,“ sagte Herr Liebau, „es war ein Plan, den ich mir schon so schön ausgemalt hatte, der sich aber nicht ausführen ließ, ich muß es vergessen. Doch sollt Ihr nicht darunter leiden. Hier, nehmt,“ und er drückte Wilhelm eine gefüllte Börse in die Hand.

Schon wollte Liebau sich entfernen, da fingen die beiden kleinen Mädchen zugleich an zu weinen und zu schreien. Beide verlangten nach Nahrung und die Mutter wußte nicht, welches sie zuerst befriedigen sollte. Sie legte die kleine Dolores in ihres Mannes Arme und sagte: „wiege sie ein wenig und rede ihr gut zu, bis Felicitas ruhig ist.“

Herr Liebau beschäftigte sich unterdeß mit dem kleinen Karl und betrachtete die ärmliche Wohnung, deren ganzes Meublement in zwei Bettstellen mit einigen erbärmlichen Betten, die Wiege, einem alten wurmstichigen Tische, einer schlechten Komode und einigen Strohstühlen bestand. Felicitas machte endlich ihrer Schwester Platz, obgleich sie noch weinte und mehr verlangte, aber Dolores wimmerte so kläglich und wurde doch nicht gesättigt.

Während dieser Scene hatten die Gatten ein leises Gespräch mit einander geführt, dessen Ergebnis war, daß Wilhelm sich zu dem am Fenster stehenden Liebau wendete und sagte: „mein guter Herr, ich habe es mir eben noch ein Mal überlegt welches von den beiden Kindern wünschen Sie?“

Liebau war freudig überrascht. Er trat auf die Frau zu, an deren Brust Dolores lag, Wilhelm hielt ihm Felicitas entgegen, die ihm jetzt freundlich zulächelte. Die Kinder sahen sich ganz ähnlich; sie hatten ganz gleiche Züge, die Augen von demselben Blau und demselben Schnitt, nur war Felicitas stärker und kräftiger.

Liebau sagte freundlich: „ich will Euch nicht drängen, doch hört mich an, was ich Euch bewilligen will, im Fall Euer Entschluß fest bleibt. In vier

Tagen reise ich ab, zwei Tage vorher muß ich aber Eure Entscheidung haben, denn es muß doch noch eine Amme für das Kind besorgt werden. Felicitas wäre mir lieber, sie ist kräftiger und kann daher die Trennung von der gewöhnten Nahrung und die lange Reise besser ertragen, überdieß können wir dem Schickial zu Hilfe, indem ich fest glaube, daß es zu ihrem Glücke gereichen und sie zugleich das Gute und ihrer Geschwister begründen würde. Ich gebe Euch 600 Thaler, die Ihr nun entweder auf Zinsen geben, oder was ich für vortheilhafter halte, zur Hälfte vielleicht zur Anlegung eines kleinen Handels anwenden könntet, denn ich glaube wirklich, daß Euer Körper für schwere Arbeit nicht kräftig genug ist. Von Euch aber verlange ich gänzliche Lossagung von Eurem Kinde und das Versprechen, ihn später nie zu entdecken, daß sie nicht unsere Tochter, und auch vor Euren Kindern das Geheimniß zu bewahren, daß ihnen in der Ferne noch eine Schwester lebe. Von dem Augenblicke an, wo Ihr mir Felicitas übergibt, ist sie meine Tochter; also überlegt es Euch noch ein Mal, in zwei Tagen erwarte ich Eure Entscheidung.“

Liebau entfernte sich und ließ das Ehepaar mit Zweifeln und Hoffnungen auf eine sorgenfreie Zukunft und den Schmerz über den bevorstehenden Verlust ihres Kindes zurück.

Der Tag der Abreise war herangenahet. Wilhelm und seine Frau waren noch ein Mal zur Stadt gekommen, sie wollten ihr Töchterchen noch an's Herz drücken, bevor es ihnen auf immer entrisen würde. Marie nahm Felicitas aus den Armen der Wärterinn, eines gutmüthigen Bauermädchens und küßte sie unzählige Male, indem reichliche Thränen über ihre Wangen rollten. Dann gab sie das Kind, das nicht wußte, wie ihm geschah, der Bäuerinn zurück, und Herrn Liebau's Hände fest in die ihrigen pressend, sagte sie: „ich übergebe Ihnen einen großen Schatz, ach, Sie können nicht begreifen, wie schwer mir bei aller Armuth die Trennung wird, aber Sie sind ein rechtlicher Mann und ich hoffe, meinem Kinde soll es bei Ihnen besser geben, als bei uns. Auch habe ich ja noch meine kleine Dolores und Carl. D,“ fuhr sie dringend fort: „sagen Sie Ihrer Frau, sie solle eine gute Mutter unserm Kinde sein.“

„Nun, das kann ich Euch im Voraus versichern,“ sagte Herr Liebau freundlich, indem er sich reisefertig machte. Wilhelm war noch behilflich, während Marie ihr Kind betrachtete, das am Busen der Bäuerin eingeschlafen war. Der Wagen fuhr vor, noch ein Händedruck, noch ein Kuß auf den schlafenden Engel, der diese erste große Epoche in seinem noch so kurzen Leben mit geschlossenen Augen bewußtlos an sich vorübergehen ließ, und der Wagen rollte die Straße hinunter.

Liebau hatte seine Heimat glücklich erreicht. Die große Handelsstadt R. lag über hundert Meilen von . . . entfernt, und hier war Liebau Besitzer eines großen Manufacturwaarengeschäfts, das er schon von seinen Vater übernommen, dessen Name schon einen guten Klang in der Stadt gehabt, der auch auf seinen Nachfolger übergegangen war.

Es mochte Nachmittags sechs Uhr sein, als die Extrapoßt die Thore von R. . . passirte. Herr Liebau hatte den ganzen Weg sich damit beschäftigt, wie er seiner Frau sein Geschenk am geeignetsten und angenehmsten überreichen sollte. Endlich hielt der Wagen still, er sprang hinaus und ließ die Bäuerin mit dem Kinde in sein kleines Gemach treten, wo er ihr befahl, zu warten, bis er sie rufen würde. Dann flog er schnellen Schrittes die Treppe hinauf nach dem Zimmer seiner Gattin. Es war leer, und er fragte das Kammermädchen. Diese sagte ihm, die Madame sei im Garten. Das war ihm lieb und er eilte sogleich hinunter über den geräumigen Hof, hinter dem erst der Garten lag. In der Laube saß Madame Liebau, und war so in ihre Lectüre vertieft, daß sie die nahenden Schritte nicht hörte. Jetzt war er ihr ganz nah und sagte mit seiner klaren Stimme: „liebe Louise, Du,“ — aber mehr konnte er nicht sagen, denn nach dem ersten Ton seiner Stimme, war sie aufgesprungen und lag an seinem Halse. Endlich konnte sie Worte finden und sagte: „warum aber hast Du mich so erschreckt, lieber Emil, ich hatte Dich erst Abends erwartet.“

„Hoffentlich aber ist es Dir nicht unlieb, daß ich schon da bin,“ scherzte Liebau.

„Wie magst Du nur so reden,“ eiferte Louise, „ich bin froh, daß Du da bist und die Strapazen

der Reise wieder einmal überstanden sind; Du bist gewiß müde und hungrig!,, —

„Nein, nein, ich nicht, aber vielleicht — — doch Louise rathe einmal, was ich Dir diesmal von der Messe mitgebracht habe,“ sagte Emil schalkhaft lächelnd. „Du mußt aber etwas ganz besonderes rathe,“ fügte er hinzu.

„Nun, was möchte das sein?“ sagte Louise, „ich werde es doch nicht rathe können, denn wer weiß was es wieder für neue Erfindungen diesmal auf der Messe gegeben hat.“

„O, nein, gar nichts neues, es ist so alt wie die Welt.“

„Das begreife ein anderer, ich nicht, aber neugierig bin ich, und wenn Du nicht mehr so müde bist, dann packst Du es wohl aus, um meine Wißbegierde zu befriedigen.“

„Ich gehe sogleich, es zu holen.“

„Laß mich Dich doch begleiten,“ bat Louise.

„Nein, nein, ich komme sogleich wieder.“

Louise setzte sich in die Laube und sagte freundlich: „wie gut doch Emil ist, wo er nur kann, denkt er daran, mit einer Freude zu bereiten.“

Einige Worte über Louisens Persönlichkeit können hier wohl Platz finden. Sie war von mittlerer Größe und schönem üppigen Körperbau, ohne die Schönheitslinie zu überschreiten. Ueber ihre ganze Erscheinung lag eine harmonische Ruhe ausgebreitet, und Freundlichkeit und Zufriedenheit gaben ihrem noch hübschen Gesicht einen Ausdruck, der erquickte und gleich für sie einnahm. Zuweilen, wenn sie allein war, umschwebte wohl ein wehmüthiger Zug ihre feinen Lippen, aber wenn Emil kam, wurde schnell der Schleier weggenommen und das Auge strahlte Heiterkeit. Sie mochte sechsunddreißig Jahre zählen, sah aber bedeutend jünger aus. Dazu kam ihre immer höchst geschmackvolle nie überladene Toilette, die die ganze Eleganz ihrer Erscheinung noch mehr hervorhob.

Jetzt kam Liebau zurück, die Bäuerin hinter ihm, doch so, daß Louise sie nicht gleich sehen konnte.

Schnell wandte er sich dann um, nahm das Kind aus ihren Armen, indem er sie wieder fortschickte und legte die kleine Felicitas auf den Schooß der erstaunten Louise. Ein Ausruf der Verwunderung tönte von ihren Lippen und fragend sah sie bald auf ihren lächelnden Gatten, bald auf das

Kind, das seine großen blauen Augen zu ihr aufschlug und sie anlächelte.

„Louise,“ sagte Liebau, „wir wollen diesem Kinde Eltern sein; ich entriß es dem Elend und brachte es Dir, denn ich weiß es, Du wirst ihm Mutterliebe nicht versagen: sieh nur wie freundlich bittend es Dich ansieht.“

Louise beugte sich auf das Kind und sagte gerührt: „ja, Du sollst eine Mutter an mir haben, der diese Wonne bisher versagt war,“ und sie drückte einen zärtlichen Kuß auf die rothigen Lippen der kleinen Felicitas.

Wir überspringen einen Zeitraum von 18 Jahren und bitten den Leser, uns in dieselbe Meßstadt zu begleiten, die aber kaum wieder zu erkennen ist, so hat sie sich in diesen Jahren verändert. Es ist nicht Messe, aber doch herrscht ein regeres Leben als sonst in ihren Straßen; schöne große Gebäude im neuesten Styl sind an Stelle mancher altmodischer Giebelhäuser entstanden; die Vorstädte haben sich erweitert; hier erheben sich statt der früheren kleinen Häuschen, mit Gärten dazwischen, reizende Landhäuser.

Schöne Alleen ziehen sich hindurch und geben diesem von der haute volée bewohnten Theile ein äußerst sauberes und geschmackvolles Ansehen. Am Ende einer diesen Alleen befand sich noch eines von den frühern kleinen Häusern. Es stand etwas zurück und ein kleiner gepflegter Blumengarten vor demselben ließ es sehr freundlich und einladend erscheinen. Einige hohe Bäume verbreiteten lieblichen kühlen Schatten und entzogen es fast den Blicken der Vorübergehenden. Doch blieb es nichts weniger als unbeachtet. Mancher junge Herr mäßigte hier oft die vorher schnellen Schritte und mancher neugierige oder theilnehmende Blick suchte in die stillen Räume zu dringen. Oft blieben die Vorübergehenden auch durch die herrlichen Töne einer wunderschönen Frauenstimme oder von meisterhaftem Geigenspiel gefesselt, lauschend stehen.

Wir sind kühner als jene und schleichen ungerührt in das auf der rechten Seite liegende Zimmer. Es ist ein freundliches Gemach, aber die matte Beleuchtung durch eine Lampe, deren Docht etwas heruntergedreht, läßt nur ein einfaches Meublement erkennen; doch herrscht in jedem Winkelchen die

musterhafteste Ordnung. An dem Tische auf einem kleinen Sopha sitzt eine etwas bleiche Frau. Sie mag wohl einige vierzig Jahre zählen. Von dem dunklen Haar sind nur zwei schmale Streifen an den Seiten der Stirn sichtbar, das übrige Haar ist unter einer einfachen Tüllhaube verborgen. Die Frau ist in tiefes Sinnen verloren; ihr Inneres scheint aber heftig bewegt. Jetzt erhebt sie sich und lauscht. Der Wind schüttelt die Bäume vor dem Fenster, es ist nichts weiter. Sie geht unruhig im Zimmer auf und ab, die Hände gefaltet und zwischen den Lippen ein Gebet murmelnd. Sie bleibt vor der Uhr stehen und mit den Ausrufe: „zehn Uhr ist längst vorüber, sie könnten doch nun hier sein,“ eilt sie schnellen Schrittes an das Fenster und öffnet dasselbe. Ein kalter Luftzug streicht ihr über das Gesicht, am Himmel jagen sich dunkle Wolken. Endlich, nachdem sie lange forschend hinausgeblickt, hört sie das ferne Rollen eines Wagens. „Gewiß sind sie das!“ ruft die aufgeregte, zitternde Frau und läuft hinaus, um die Hausthür aufzuschließen. Der Wagen hält und zwei in Mäntel gehüllte Personen springen aus demselben und eilen mit der Frau in das Zimmer. „Mutter, liebe Mutter, freue Dich, es ist glücklich überstanden,“ sagt eine melodische jugendliche Mädchenstimme, indem sie heftig die zitternde Frau umarmt.

„Du hast Dich wohl recht geängstigt, ich danke Dir dafür, für Deine Liebe, aber nun sei ruhig, ich bin wieder hier und will Dir erzählen, wie es mir ergangen, doch erst will ich es mir ein wenig bequemer machen.“ Bei diesen Worten warf sie den Mantel und das den Kopf verhüllende Tuch ab. Aber welche liebliche, reizende Erscheinung entstieg dieser Hülle. Das Mutterauge und der Blick des mitgekommenen Mannes ruhte glücklich und bewundernd auf der überaus anmuthigen Gestalt des jungen Mädchens, das schlank und schön gebaut, von einem weißen dustigen Kleide umflossen war. Dunkle Locken umgaben den Kopf, die die Weiße des Taints noch erhöhten. Die Augen waren blau und glänzend mit dunklen Brauen und Wimpern, die Nase fast griechisch; ein freundlich lächelnder Mund gab dem ovalen Gesicht noch unendlich viel Reiz.

Der Begleiter des Mädchens, ein schlanker ernstest Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren.

hatte ebenfalls Hut und Mantel abgelegt und nahm jetzt auf einem Stuhle neben der Frau Platz.

„Liebe Madame Berg,“ sagte er, „ich kann Ihnen meine Zufriedenheit mit Lorchens gar nicht beschreiben, ihr erstes Debüt war wahrhaft glänzend und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Das Publikum hat sie mit Beifall überschüttet.“

„Aber, lieber Herr Philipp,“ entgegnete Madame Berg, „gewiß war viel Nachsicht von Seiten des Publikums im Spiel, um Lorchens zu ermutigen.“

„Nein, nein, glauben Sie das nicht; es giebt hier tüchtige Kenner und scharfe Kritiker, aber sie verstimmen, oder sie vereinigen ihr Strorufen mit dem der andern. Lorchens war eine liebliche zarte Agathe. Des Mädchens Glück ist nun gemacht, sie kann getrost in die Zukunft sehen.“

„Dank Ihnen, edler theurer Freund, für Ihre auffachen Bemühungen und Unterstützungen,“ sagte die Mutter. „Ohne Sie hätte Lorchens nie jenes Talent entwickeln können, Ihnen sind wir zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet.“

„Vielleicht“ entgegnete Herr Philipp, „werden Sie nicht immer so sprechen, was ich aber nicht hoffe. Nein, nein, Lorchens ist ein edles Geschöpf. Habe ich auch die bescheidene Blume der stillen Häuslichkeit entrißen und sie dagegen in die wildbewegten Stürme des Künstler- und Theaterlebens versetzt, ich hoffe und vertraue fest, daß sie stets das stilllich reine Mädchen und die liebende Tochter ihrer Mutter lieben wird. Ja, ich weiß es, und machte Euch und sie im Anfange auf die mancherlei Gefahren der Cabalen, mit denen sie zu kämpfen haben würde, aufmerksam, doch Lorchens selbst überwand dies alles.“

„Wollen wir das Beste von der Zukunft erwarten,“ sagte bekräftigend Madame Berg und rief die eben eintretende Tochter neben sich auf das Sopha.

Lorchens hatte das weiße Gewand mit einem einfachen Kleide vertauscht, wocin sie weniger blendend aber eben so hübsch erschien. Sie erzählte nun der Mutter, wie sie zu Anfang gebangt, aber als der entscheidende Augenblick gekommen, nur noch an ihre Mutter und an ihren theuern Lehrer gedacht habe und dann jede Beklemmung verschwunden sei. „Wie so wohlthuend war mir Ihre liebe Erscheinung,“ wandte sie sich lächelnd an Herrn Phi-

lipp, „als ich Sie mit Ihrem Kommandostab vor mir erblickte, Sie waren mir in dem weiten bunten Chaos das einzige bekannte und befreundete Wesen. Ich sah Niemand weiter, gab mir auch keine Mühe darum, das würde mich gestört und irritirt haben. Ach, Mutter, es war so besser, daß Du das erste Mal nicht da warst, ich hätte Dich vielleicht mit den Augen gesucht, Dich gefunden, und wäre aus der Rolle gefallen, hätte falsche Töne gesungen und wäre ausgepiffen worden. Nach und nach wurde ich immer freier und freue mich jetzt ordentlich auf Norma.“

„Und dann kommt die Reise,“ unterbrach sie Herr Philipp. „Die neue fremde Stadt, es giebt dort mehr Anregungen, und das Ungewohnte hat auf jedes junge Gemüth einen besondern, nicht zu hemmenden Einfluß.“

„Aber mein liebes Gärtchen mit den schönen Blumen, mein kleines trauliches Stübchen muß ich zurücklassen,“ seufzte Lorchens.

„Das kannst Du dort auch wiederfinden. B. . . ist eine schöne Stadt. Ich habe dort vor vielen Jahren einige Zeit gelebt, ich verdanke diesem Orte viel mit seinen tüchtigen Meistern. Damals bewohnte ich ein kleines stilles Kämmerchen, ich hatte fast nichts als meine geliebte Geige, aber sie verschönte mit mein düsteres Dasein, denn vater- und mutterlos stand ich ganz allein in der Welt. Der einzige Verwandte hatte mich fast vertrieben, weil ich nicht einen Beruf nach seinem Willen erwählen wollte. Mein Charakter wurde still und verschlossen. Dort aber lernte ich einen tüchtigen Meister durch Zufall kennen, ich mußte ihm vorspielen, er unterrichtete mich, und hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Deinetwegen Lorchens folge ich dem Rufe als Capellmeister nach B. . ., wo mit Dein Engagement zugleich zugesichert ist. Wie wollen sehen, wie lange es uns dort gefällt. Aber nun für heute eine gute Nacht. Du bedarfst nach diesem Tage voll Aufregung der Ruhe, wie auch Sie, liebe Madame Berg. Schlafen Sie wohl,“ und beides die Hand reichend, verließ Herr Philipp das Zimmer und begab sich in sein gegenüber liegendes Gemach. Mutter und Tochter plauderten noch ein Weilchen, sahen dann nach, ob die Jalousien fest verschlossen und legten sich ebenfalls zur Ruhe.

Gewiß hat der Leser die vorgeführten Personen

erkannt. Madame Berg ist eine alte Bekannte. Ihr Töchterchen Dolores, oder Lorchen, wie sie immer genannt wurde, ist jenes zarte schwächliche Zwillingsskind, das ihr damals geblieben und das nie eine Ahnung davon gehabt, daß ihr eine durch die Geburt engverbundene Schwester in weiter Ferne lebe.

Lebte Felicitas auch noch? war sie glücklich? dies waren Fragen, die sich die arme Mutter oft in schlaflosen Nächten vorgelegt hatte, ohne eine andere Antwort zu erhalten, als ihre eigenen Seufzer und Thränen, die sie am Tage dem geliebten Kinde verbarg, um es nicht zu betrüben.

Frau Berg hatte damals schnell mit ihrem Mann und beiden Kindern . . . verlassen und hatte in ihrer, mehre Meilen davon entfernten Vaterstadt einen kleinen Handel angelegt. Sie arbeitete mit unausgesehmem Fleiß, pflegte ihren immer hinsärliger werdenden Mann auf's sorgfältigste und wartete beide Kinder mit zärtlichster Mutterliebe. War es jetzt doch möglich, ihrem kranken Manne Erleichterung und Stärkung zu verschaffen. Leider aber ohne Erfolg. Zwei Jahre lebte er noch, dann machte der Tod seinem Leiden ein Ende. Nicht lange darauf raffte eine Kinderkrankheit auch den kleinen Karl hinweg und nur Dolores blieb der armen schwergeprüften Frau, auf die sie nun die ganze Liebe übertrug. Oft quälte sie sich mit harten Vorwürfen, daß der Tod ihres Mannes und Sohnes die Strafe für ihr unnatürliches Verstoßen des armen Kindes sei; sie nannte sich selbst eine große Verbrecherin und wollte nach der fernem Stadt reisen, ihr Kind zurückzufordern. Dann fiel ihr der Schwur ein, wie sie gelobt, niemals Ansprüche auf Felicitas zu machen und den andern Kindern das Dasein der Schwester zu entdecken. Dann hielt sie auch noch der Gedanke davon ab, das verwöhnte und vielleicht verzärtelte Kind seiner jähigen Lage und seinen glänzenden Aussichten auf die Zukunft zu entreißen und der Noth und dem Elend preiszugeben. Und würde man es ihr wieder überlassen, nachdem man es mehre Jahre als Kind aufgenommen, geliebt und behandelt hatte? — Nein, dies alles ging nicht. Sie fing endlich an, Felicitas wie ihren Gatten und den kleinen Karl als todt zu beweinen. Die Zeit löste ihren Schmerz in Wehmuth auf und die holderblühende Dolores,

ihr größter, geliebter Schatz, nahm ihre ganze Liebe und Sorgfalt in Anspruch.

So waren ungefähr zehn Jahre verflossen, als eines Tages ein Fremder in ihren bescheidenen Laden trat und eine Schnur zur Uhr zu kaufen wünschte. Madame Berg bringt das Verlangte und befestigt es an die Uhr. Die Stimme des fremden Mannes kommt ihr bekannt vor; sie faßt ihn näher in's Auge und sagt laut: „Herr Philipp, sind Sie es wirklich!“ Der Fremde betrachtet auch die Frau näher und erkennt nun mit unverstellter Freude seine fühete Hausgenossin. Er erzählt ihr, daß er ziemlich weit gereist sei, jetzt aber auf einige Zeit in der Stadt zu bleiben gedenke, wo er eine Anstellung als Gesanglehrer an einer höheren Schule angenommen. Plötzlich aber fragt er sie nach ihrem Manne und den beiden kleinen Mädchen, die er aus der Taufe gehoben. Madame Berg antwortet ihm von Thränen unterbrochen mit zitternder Stimme, daß ihr der Tod alles geraubt, nur die kleine Dolores ihr geblieben sei. In demselben Augenblick hüpfte diese freundlich und vergnügt in den Laden, die Mappe mit Schulbüchern und Strickzeug in der Hand. Sie begrüßt artig den fremden Herrn, läuft dann zur Mutter und fragt mit wehmüthigem Ausdruck in Ton und Miene: „Mütterchen, warum weinst Du denn? Die Mutter nimmt das Mädchen bei der Hand und sagt unter Thränen lächelnd: „hier, Herr Philipp, ist mein einziges liebes Kind, mein gutes Lorchen. Die alte Bekanntschaft wurde erneuert. Herr Philipp war ein fast täglicher Gast; später bezog er selbst ein Stübchen in demselben Hause und ließ sich von Madame Berg das Essen und seine kleine Häuslichkeit besorgen, da er wenig oder gar keinen Sinn für dergleichen hatte, die ordnende weibliche Hand ihm lieb war, die manche Ersparungen für ihn machte. Mit Lorchen hatte er bald die innigste Freundschaft geschlossen. Er liebte das Mädchen und nannte es immer sein Töchterchen. Er war dagegen ihr geliebter theurer Onkel Philipp, der bald einen regen Sinn für die ihm über Alles geliebte Musik in dem Kinde entdeckte und dessen eifrigstes Bemühen es nun war, denselben noch mehr zu wecken und sie nach und nach zu einer Künstlerin heranzubilden versuchte. Das Mädchen unterstützte und lohnte seine Mühe durch anbal-

tendem Fleiß, wobei sie der natürliche musikalische Sinn unterstützte. Lorchens lernte Clavier- und Guitarrenspiel mit Leichtigkeit, doch wurde später, als ihre Stimme sich entwickelte, auf deren Ausbildung die größte Zeit verwandt. Madame Berg meinte zwar oft, es wäre wohl besser, wenn Lorchens sich mehr mit weiblichen Handarbeiten beschäftigte, dies würde zweckmäßiger für ihre Zukunft sein, und stellte oft Herrn Philipp vor, ob es auch gut für das Mädchen gesorgt heiße, wenn sie zum Theater ginge. So schweigsamen Charakters aber Herr Philipp gewöhnlich war, so lebendig wurde er dann in seinen Entgegnungen, und erwiederte oft, Lorchens Stimme sei ein Capital, das sie niemals bei angestrengtestem Fleiße mit weiblichen Arbeiten im Stande sein würde, zu erschwingen. — Oft spielte Madame Berg darauf an, ob er nie daran denken möchte, sich selbst eine eigne Häuslichkeit zu begründen; aber dann wurde der ernste Mann noch ernster, seine, wenn auch nicht schönen, doch tief geistreichen Züge nahmen einen Charakter von so wehmüthiger Resignation an und den Kopf schüttelnd sagte er: „nein, nein, ich denke nicht daran, mich zu verheirathen, die Kunst ist und bleibt meine einzige Geliebte. Und Einsamkeit fühle ich ja nicht, so lange ich noch mein Lorchchen und Sie, liebe Freundin, zur Seite habe; nein, nein, ich mag von keiner andern Frau etwas wissen.“

In diesem traulichen Zusammenleben waren sechs Jahre vergangen, als es zwar nicht gestört wurde, aber eine Unterbrechung erlitt. Herr Philipp wurde Musikdirector. Es war eine bei weitem vortheilhaftere Stellung, die er auch um Lorchens fernere Ausbildung gern annehmen wollte, da das dortige ziemlich große Theater ihr auch mehr Gelegenheit geben konnte, ihre Studien besser zu verfolgen. Er machte Madame Berg damit bekannt, und stieß wohl für's Erste auf Schwierigkeiten, da sie nicht gern ihr Geschäft aufgeben wollte und noch

immer keinen rechten Glauben an ihrer Tochter Zukunft haben mochte, indem sie dabei blieb, Herr Philipp überschätze Lorchens und sie in ihrem einfachen Sinn, deren wirklich reiche Mittel sie nicht zu würdigen verstand. Endlich wurde sie aber überstimmt; das sechzehnjährige Mädchen besaß gute Ueberredungsgabe und die Zärtlichkeit der Mutter für ihren Liebling trug den Sieg davon.

Jetzt wohnten unsere Freunde beinahe drei Jahre in . . . Lorchens Geburtsstadt. Madame Berg hatte damals wenig Bekannte gehabt; sie wohnte auch jetzt einsam in dem kleinen Hause und ging sehr selten aus. Die früheren Bilder ihres ersten kurzen Glückes, und ihres Unglücks tauchten wieder in ihrer Erinnerung auf, vor allem aber das Bild des kleinen hilflosen Wesens, das sie vor fast neunzehn Jahren von ihrer Mutterbrust hinweggestoßen und von dem sie niemals wieder Kunde gehabt.

Oft, wenn die lieblich blühende Dolores am Clavier saß und mit ihrer herrlichen Stimme ein Lied von Sehnsucht und Trauer sang, dann fielen Thränenperlen aus der Mutter Augen, die sie der Tochter sorgfältig zu verbergen suchte. Ja, wenn ich es ihr sagen dürfte, was mich bedrückt, dann würde mir leichter werden, seufzte sie oft, aber ich kann, ich darf es ja nicht. — Dolores war ein liebliches Geschöpf, mit regelmäßigen Zügen, ohne grade blendend zu sein; doch war sie überaus einnehmend, wozu ihr freundliches ungezwungenes Wesen und ihr leichter graziöser Gang viel beitrug.

Der erste Schritt war gethan. Dolores hatte mit diesem Schritte ihre bescheidene Zurückgezogenheit verlassen, ohne aber die Bescheidenheit zu verlieren. Alle Hörer war befriedigt; mit tiefem innigen Gefühl hatte sie die Partie der Agathe gesungen, und war auch ihr dramatisches Spiel noch im Werden, solließ es doch schon schöne Entwicklung ahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Alexei Kolzow's „Russischen Liedern.“*)

Uebersetzt von August Biedert aus Moskau.

1. Schlafe nicht, Bauersmann.

Schlafe nicht, Bauersmann!
Draußen ist Frühjahr schon;

Deine Nachbarn sind all'
Auf dem Felde schon längst.
Stehe auf, sei ein Mann!
Und sieh dich einmal an:
Was du warst, was du bist!
Was dir geblieben ist!

*) Nachstehende Lieder von Alexei Kolzow waren in August Biederts Uebersetzung bereits im Brug's. „Mus.“ mitgetheilt. Die dort vorgenommenen Abänderungen bestimmten den treffl. Uebersetz., sie uns zu nochmalig. Abdruck zu übergeben. D. R.

In der Tenne kein Halm,
 In der Scheune kein Korn;
 Leer ist's rings in dem Hof
 Und das Gras wächst darin.
 Und wie ausgelegt ist's
 In dem ganzen Haus jetzt;
 Deine Gaule hast Du
 Bei den Nachbarn versetzt.
 Und es liegt umgekehrt
 Jetzt dein Kaffee zur Erd',
 Wie ein altes Weib steht
 Deine Hütte gebückt.
 Denk' an die früh're Zeit,
 Wie sie verüberfloss,
 Sich auf Wiesen und Feld
 Wie ein Goldstrom ergoß:
 Aus der Tenne, aus dem Hof
 Auf die Landstraß' hinaus,
 In die Dörfer und Städt'
 Zu dem Kaufherrn ins Hans!
 Und es ward jede Thür
 Für dich aufgemacht weit,
 Und ein Ehrenplatz Dir
 Ueberall war bereit.
 Und jetzt sitzt du da —
 Tiefgedrückt von der Noth,
 Schläfst den ganzen Tag du
 Auf dem Ofen wie todt.
 Auf dem Felde das Korn,
 Ungemäht und verwaist,
 Bläst der Wind auf die Erd'
 Und der Vogel pickt's auf.
 Wache auf, Bauersmann!
 Schon ist der Sommer vorbei,
 Und es guckt über'm Zaun
 Schon der Herbst in den Hof.
 In den Pelz eingehüllt,
 Folgt der Winter ihm nach,
 Streuet Schnee auf den Weg,
 Daß der Schlitten laut knirscht.
 Und die Nachbarn behend
 Führen Korn zum Verkauf.
 Bringen Geld in das Haus,
 Sitzen fröhlich beim Schmaus!

2. Dorfenglück.

Lebte 'mal im Dorf ein junger Fant,
 Der nichts wußte und der Nichts verstand,
 Lebte alle Tag' in Sauf und Braus
 Und gab seinen Freunden Zech' und Schmaus.
 Sonntags tief bis in die Nacht hinein
 Sang er Lieder in den bunten Rhein,
 Und erdachte mit der schönsten Maid
 Manchen neuen Tanz zu Lust und Freud'.
 Ueber alles liebt' ich diese Maid —

Nicht ihr Herz allein und ihren Sinn:
 Schöner war ihr Gang als Pfauengang,
 Ihre Rede Nachtigallen'ang!
 Oftmals gingen wir zur Sommerzeit
 Beide Hand in Hand die Straß' entlang
 Bis zu ihrem schmucken Meierhof,
 Bis zu ihres hohen Hauses Thür.
 Schaut' ich bei der Abendröthe dann
 In die Augen ihr — auf ihre Braun'n,
 Ins Gesicht ihr — auf die weiße Brust,
 Ganz mit glänzend Flittergeld bedeckt —
 Floß mir nicht der Schweiß von meiner Stirn,
 Schlag nicht wild das Herz an meine Brust?
 In die Wolken hüllte sich der Mond
 Und die kleinen Stern' versteckten sich.
 Also saßen wir nach Mitternacht,
 Sprachten, wie es uns um's Herze war,
 Und verlobten uns mit Kuß um Kuß
 Und versprachen Eines dem Andern uns.
 Doch, o weh, der Schulze hatte schon
 Sie vorausgestreit für seinen Sohn,
 Und sein schweres unzähligs Geld
 Hat die Sach' gedreht, wie er's gewollt.
 Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib,
 Als er aus der Kirche kam mit ihr,
 Vor dem Volke ihre Hand ergriff
 Und sich prahlerisch verbeugte mir.
 Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib,
 Als mit ihr den breiten Weg entlang
 Pfeilschnell, was er konnte, fuhr der Kerl
 Bis zu seinem stolzen Meierhof!
 Ich stand da, sah zu und dachte nach;
 Zog die Mütze, stampfte mit dem Fuß,
 Und ging langsam bei der Tenne vorbei
 Unter seine bunten Fenster h'n.
 Lichter brennen da, die Mädchen da
 Singen Lieder; die Kam'raden da
 Trinken, spielen und ergötzen sich,
 Alles küßt sich mit dem jungen Paar
 Kam heran die todt' Mitternacht!
 Die berauschten Gäste gingen heim,
 Führen ihrer Wege rechts und links . . .
 Und die Pforte wurde zugesperret.
 Jetzt braut' ich für den werthen Freund
 Einen andern trunk'nen Trank zurecht,
 Spielt' ihm eine neue Hochzeit auf,
 Wie sie noch nicht dagewesen ist:
 War's nicht Rauch, der dort zum Himmel flieg?
 Schlag dort nicht die helle Flamme auf?
 Ueber Nachbardshäuser, quer hindurch,
 Auch zu meiner Hütte ging der Lauf.
 Wo sein prachtvoll Haus gestanden hat,
 Wo die arme kleine Hütte war —
 Mit der Erde war's am Morgen gleich,
 Nur die Kohlen schauten schwarz und still!
 Seit der Zeit, gedrängt von bitter Noth,

Schlepp' ich in der Fremden Häuser mich,
Arbeit' für das tägliche Stück Brod,
Wasche meinen Leib mit blut'gem Schweiß

3. Das Meierhöflein.

Hinter'm Fluß, auf dem Berg
Rauschet ein grüner Wald;
Unter'm Berg, hinter'm Fluß
Steht ein Meierhöflein.
In dem Walde singt laut
Lieder die Nachtigall;
Eine Jungwittwe wohnt
In dem Meierhöflein.
Diese Nacht — Mitternacht
Wollt ein verwog'ner Bursch
Bei der Jungwittwe sein,
Sie bezaubern wollt er.
Auf dem Fluß angelte
Spät noch ein Fischer Fisch,
Schwamm zum Meierhöflein,
Um zu nächtigen dort.
„Fischerlein, meine Seel',
Nächt'ge heut nicht bei mir;
Schwäher mein sitzt zu Haus
Und nicht gut ist er dir.
Sei nicht böse, schwimm' zurück
Heim in dein Fischerhaus, —
Morgen, Freundchen, bin ich
Dein für den ganzen Tag.“
— „Heftig wehet der Wind,
Dunkel wird heut' die Nacht,
Lieber bleibe ich hier
Auf dem Fluß bis zur Früh!“
Hatte ein Kaufmann sich
Auf der Straße verweilt,
Zu der Wittwe kehrt er,
Um zu nächtigen, ein.
„Liebes Kaufmännchen mein,
Womit bewirth' ich dich?
Hab' die Stub' nicht geheizt,
Hab' nicht Hafer und Heu.
Gehe lieber nur schnell
Zum Gevatter in's Dorf;
Aber morgen hörst Du,
Komm zu mir auf Besuch.“
— „Bis zum Dorf ist's noch weit,
Müd' und matt ist mein Gaul,
Futter hab' ich für ihn,
Darum sei nicht besorgt.
War gern in der Stadt,
Habe Einkauf' gemacht;
Hier ein Geschenk für dich,
Längst ist dir's zgedacht.“
— „Will es nicht, brauch' es nicht!
O es schmerzt mir der Kopf,

Martert mich bis zu Tod —
Geh' zum Gevatter heut!“
— „Ach, was Schmerz, Kinderei! —
Hab' ein Mittel dafür:
Mit zwei Worten surr' ich
Ich dein Köpfschen im Nu.“
Feuer leuchtete bald
Und es dampfte die Stub',
Für die Gäste bereit
Macht die Wittwe das Mahl.
Mit dem Fischer am Tisch
Zechte der Kaufmann schon —
Und zum Fenster herein
Schaut der verwog'ne Bursch.
„Trinke, Fischer, trink' Wein.
Mir und ihr schenke ein!
Bist du Meister im Tanz, —
Laß uns singen ein Lied!
Mit den Leuten lieb' ich
Freundschaftlich umzugehn;
Gute Sach' ist der Fang,
Unjre Sach' der Kauf.
Darum, bitt' ich, mit mir
Ohne Rangunterschied!
Guten Freunden sing' ich
Immer das alte Lied:
Haß du Gram — gräm' dich nicht,
Ein Geschäft — arbeit' frisch;
In Gelegenheit da —
Leg' dich lustig drauf los!“
Und der Kaufmann nun recht
Mit dem Fischer janzzt, zecht,
Herzet, küßet und köset
Die junge Wittwe rein
Nicht mehr ertug's der Bursch,
Feuer sprühte sein Herz!
Schnell fuhr er wie der Blitz
In die Stube hinein
Und seitdem wohnt kein Mensch
Mehr in dem Meierhof;
Nur die Nachtigall singt
Laut ihre Lieder noch

Ernuthigung.

Sei still, o Herz, lern' endlich, endlich schweigen,
Sieh auf die Hoffnang, wahre dir den Muth,
Du wirst umsonst dein zuckend Leben zeigen,
Ein Lächeln nur erregt dein rinnend Blut.
Es wogt der Menschenstrom an dir vorbei,
Dir ist kein Freund, kein Liebender dabei.

Du hast geliebt! du konntest einst entsagen,
Dein höchstes Heiligthum war deine Pflicht.

Jetzt lerne einsam auch das Leben tragen,
Sei treu Dir selbst, Herz! und verzage nicht.
Sei treu! die Pflicht war deines Lebens Stern,
So folg' ihm denn, und folg' ihm froh und gern.

Zwar sind sie fern, die einst dich ganz verstanden,
Es brachen Bande, die du fröhlich schlangst,
Doch ist dir noch die alte Kraft vorhanden,
Mit der du eifern einst dich selbst bezwangst.

Was du vermissst, ist ja nur das Glück,
Glückseligkeit trost jeglichem Geschick."

So zage nicht, schau auf in jene Ferne,
Wo Sonnen sich um Sonnenbälle dreh'n,
Du wirst auf einem dieser lichten Sterne,
Was du geglaubt, gehofft, verwirklicht sehn, —
Der Erde nur gehöret ird'scher Schmerz,
Schau' auf zum Licht, gedrücktes Menschenherz! —

Julie Bürow.

Natur- und Dichterstimmen.

(Schluß.)

Wie tief der Zauber der Naturstimmen in der
Menschenbrust wurzelt, verkündet am Besten der
Dichtermund, der die Natur personificirt, die Töne
sprechen läßt und in naiver Hingebung die elemen-
taren Eindrücke schildert.

Schon Homer*) warnt durch den Mund der
Circe vor dem Gesang der Sirenen:

„ — — welche die Menschen
Zauberisch all' einnehmen, so Jemand ihnen herankommt,
Mit hellem Gesange, tünd am gürtten Gestade.“
und vor der Scylla:

„ — — dem fürchterlich bellenden Scherzal,
Deren Stimme so hell, wie des neugeborenen Hündleins.“
Begeistert singt Pindar in seinem Hymnus: **)

„Nur die dem Zeus verhaßt sind, erschrecken, wenn
sie den Laut der singenden Musen hören, auf dem Lande,
wie auf den tesenden Meereswegen!“

Wie gläubig ruft Elihu zu Jehova: ***)

„Hört doch das Leben seines Donners und das Ge-
murmel, das aus seinem Munde kommt! Unter dem
ganzen Himmel leitet er es hin, und sein Feuer nach
den Säumen der Erde. Nach ihm brüllet der Donner;
er donnert mit seiner erhabenen Stimme, und hält es
nicht zurück, läßt sich seine Stimme hören.“

Nicht minder lebendig schildern Lucrez, Virgil,
Ovid die Sprache der Elemente, die sich ihnen zu
Stimmen der Götter verwandelte.

Eine allgemein menschliche Stimmung, eine
tiefempfundene Treue der Abspiegelung des Innern
finden wir in den neueren Dichterweisen, welche die
Natur um ihrer selbst Willen preisen und ihre
Sprache so in Worte fassen, wie der Musiker sie
in Tönen wiedergeben soll. Von den Minnesängern
bis zu den Sängern unserer Tage eine ununter-
brechene Kette der herrlichsten Schilderungen.

Wie erinnern nur in Tristan und Isolde †)
an die Schilderung der Grotte, wohin die Lieben-
den verbannt wurden.

Sie empfing der kühle Brunne,
Der gegen ihre Augen schön entsprang

*) Odysse, XII. 40—85.

**) An Hieron den Aetnäer (von Syrakus.)

***) Buch Job.

†) Von Gottfried v. Straßburg, Uebersetzung von
Kurz.

Und schöner in ihren Ohren klang,
Raunend ihnen entgegen ging.
Mit seinem Raunen sie empfing:
Er raunte gar süße
Gegen sie seine Grüße.
So grüßten auch die Linden
Mit den viel süßen Winden,
Erfreuten außen und innen
Ihre Ohren und ihre Sinnen.

Wie ein Nachhall aus jener naiven Zeit giebt
uns Eichendorff in seinem herrlichen „Nachtgesang“
ein Gesamtbild ähnlicher Stimmungen, das wie
als Muster der romantischen Naturanschauung
aufstellen können:

Hörst Du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund'?
Lockt's Dich nicht, hinabzulauschen
Von dem Feller in den Grund,
Wo die vielen Wäde gehen
Wunderbar im Mondenschein,
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß, vom hohen Stein?

Kennst Du noch die irren Lieder
Aus der alten schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend rauschen
Und der Klieder duftet schwül
Und im Flug die Niren rauschen:
Komm herab, hier ist's so kühl; —

Höchst bezeichnend für unsere Ansicht dieser
musikalisch-poetischen Auffassung der Naturtöne ist
ein Ausspruch Schiller's in seiner Abhandlung über
naive und sentimentale Dichtung, in welchem er
Klopstock einen musikalischen Dichter nennt.

„Ich sage, musikalischen, um hier an die dop-
pelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst
und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je
nachdem nämlich die Poesie entweder einen be-
stimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden
Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst
bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths (das,
was wir Stimmung nennen) hervorbringt, ohne
dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben,
kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt
werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht
bloß auf dasjenige, was in der Poesie wirklich
und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt

auf alle diejenigen Effecte derselben, die sie hervorbringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Object zu beherrschen; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.“ —

Der Dichter, der Prophet ist im wahren Sinne des Wortes, blickt aber noch weiter. Er sieht in das Innere der Natur und hört ihre Stimmen mit dem geistigen Ohr auch da, wo sie für das äußere Ohr nie gefunden werden. Ihm ist der Ton dann das Sinnbild des Lebens, der Bewegung, der Abglanz der innersten Eigenthümlichkeit des Individuellen in der Naturerscheinung. Mit welcher unendlichen Feinheit und mit gleichsam prophetisch gesteigerten Sinnen schildert Göthe den Sonnenaufgang durch Töne *). Er überträgt dadurch kühn die menschliche Empfindungsweise und trifft in die-

*) Faust, 2ter Theil, 1ter Akt, 1ste Scene.

sem Gedanken wunderbar mit jener vollkommen berechtigten Ansicht zusammen, welche annimmt, daß die Aetherschwingungen, die uns als Licht erscheinen, für höher organisirte Wesen zu Tönen werden müssen. Dieser überraschend schöne Ausdruck des innersten Naturlebens in seiner Größe und Feinheit möge denn auch den würdigsten Schluß dieses Briefes bilden, welcher nur einen aphoristischen Blick in die Gedankenwelt gestatten konnte, die sich dem Lauscher der Natur unabsehbar und allenthalben erschließt.

Arie I.

„Hercht! hercht! dem Sturm der Horen,
Lenend wird für Geistes-Ohren
schon der neue Tag geboren.
Heilthore knarren rasselnd,
Phobus' Räder rollen prasselnd;
Welch' Götze bringt das Licht!
Es trommetet, es posauet,
Auge blinzelt und Ohr erschauet,
Unerhörtes hört sich nicht!“

Feuilleton.

Literatur.

Ludwig Tieck. Unstre Leser werden noch des vor wenigen Wochen mitgetheilten trefflichen Aufsatzes aus dem Familienbuch des Lloyd gedenken, in welchem Heinrich Laube einen Besuch bei dem alten Meister der Romantik, Ludwig Tieck, schilderte. Um so schmerzlicher muß es sie heute berühren, daß wir ihnen die Nachricht von dem Tode des Dichters mitzutheilen haben. Ludwig Tieck starb zu Berlin am 28ten April Morgens siebenundeinhalb Uhr in dem hohen Alter von achtzig Jahren.

Vielleicht theilen wir später eine biographische Charakteristik des Mannes mit, der seit einem halben Jahrhundert beinahe eine Stellung in der deutschen Poesie einnahm, die ihn unvergesslich machen wird — wenn auch die „mondbeglanzten Zaubernächte“, in denen die Romantik träumte, längst geschwunden sind. Jetzt fehlt uns die Stimmung dazu. Wenngleich Tieck durch seine Isolirtheit den Bestrebungen der Neuzeit und der jüngern Literatur gegenüber sich Feinde und Gegner zugezogen hat, daß in ihm ein großer wahrhafter Dichter zu Grabe getragen wird, werden sie nicht leugnen können. Wie Gustav Freytag, „der Whig mit des Toryhauptideas geachtetem Namen“ sein Buch, seinen Graf Waldemar schmückte, so sollen wir alle, die wir mitkämpfen im Kampfe der Zeit, die Tieck nicht verstand und verstehen konnte, einen Augenblick recht wehmüthig mit der Arbeit innehalten, um eine Scholle Erde auf sein Grab zu werfen. Ein oder

mehre mögen sich wohl finden, die ihm einen Grabstein seiner würdig setzen.

Was Tieck geschaffen und gewirkt als Dichter, ist mit wenigen Ausnahmen dem Besten und Schönsten unserer reichen Poesie anzureihen, seine unvergänglichen Novellen werden ihm auch eine Stätte in der ewig veränderlichen Lesewelt sichern. Tieck hinterläßt eine einzige Tochter, Annes, die, durch den Telegraphen gerufen, zum Sterbelager ihres greisen Vaters geeilt ist. Friede seiner Asche!

Julie Burows neue Publikationen. Julie Burow (Jean Pfannenschmidt,) die Verfasserin der gekrönten Preisnovelle: „Ein Pfarrhaus in Rathen“, die schon im 4. Heft des Familienbuches des österreichischen Lloyd erschienen ist, wird in diesem Jahre ihre „Gedichte“ herausgeben. Wir werden die Ehre haben, einige derselben vor dem Erscheinen abzudrucken und beginnen schon heute damit. Außerdem werden bei Hermann Costenoble in Leipzig ihre „gesammelten Novellen“, unter ihnen „die Here von Hela“ (abgedr. im „Lloyd“), „Cousine Rosinchen“ (abgedr. in der Allg. Modezeitung), „eine dunkle Begebenheit“ (abgedr. im „Hamburger Correspondenten“) und mehre noch ungedruckte erscheinen.

Rudolph Gottschall. Rudolph Gottschall, der gegenwärtig auf einem schlesischen Rittergute seiner Schwiegereltern verweilt, ist auf kurze Zeit nach seinem bisherigen Wohnorte Hamburg zurückgekehrt, um seine beabsichtigte Uebersiedelung nach Breslau, vorzubereiten. Er wird in einer großen Soiree seine von uns bereits

angelündigte Dichtung: „Carl Zeno, ein Hohes-
lied vom Manne“ vortragen. Die Spannung, mit
der man das Werk des genialen Dichters erwartet,
ist eine nicht geringe.

Deutsche Mythologie. Bei C. Kömpler
in Hannover erschien eine Darstellung der deutschen
Mythologie von Theodor Colshorn die sehr
kräftig und gut geschrieben sein soll. Wie wir in
der „Deutschen Frauen-Zeitung“ lesen, hat der Ver-
fasser sein Buch, auf das wir in unserer Bücher-
schau zurückkommen wollen, zunächst für die Frauen
bestimmt.

Dstara. Vor uns liegen die ersten Nummern,
der von uns als zu Neujahr neuerscheinend bereits an-
gekündigten „Dstara“, redigiert und herausge-
geben von Otto von Wilke. Das Blatt ist
fleißig redigiert und bringt mitunter sogar sehr gute
Beiträge, zu welchen der zur Probe mitgetheilte
Artikel „Zur Litteraturgeschichte“ gehörte. Das sin-
nige und kurze Programm, mit welchem der Heraus-
geber sein Blatt einleitete, möge am besten dafür
sprechen, daß er in keiner Weise die Erwartungen
der Lesewelt hochspannt und täuscht. „Wann in grauer
Vorzeit die deutsche Eiche die leichten Flocken des
letzten Märzschnees aus dem ehrwürdigen Haupte
schüttelte und im milden Sonnenstrahl schwellende
Knospen trieb, wann die Berglerche ihr schmetterndes
Jubellied ertönen ließ, Schneeglöckchen den
Frühling eingeläutet, und Wald und Flur den
schönsten Smaragdtschmuck zur nahen Feier hervor-
gesucht hatte, dann zogen unsere Vorfahren hinaus
in die heiligen Haine und bekränzten die Bäume,
in deren Wipfeln geheimnißvoll die Stimme ihrer
Götter rauschte. Jünglinge und Jungfrauen um-
schritten in langen, schön gewundenen Reihen einen
Altar, auf dem sie Dankesopfer niederlegten, der
Göttin geweiht, welche Beschützerin der Jugend war
und sie zugleich von des Winters Grauen erlöst
hatte, der Jugend- und Frühlingsgöttin — Dstara.
Sie soll auch die Patronin dieses Blattes sein, wie
sie ihm ihren Namen geliehen hat. Möge es mit
Jugendkraft sich entfalten und gleich dem Lenze
stets frische, duftende Blüten treiben. Wer je-
mals im Morgen eines Unternehmens gestan-
den hat, hat ohne Zweifel nicht unterlassen, sich
anzugeloben, mit Anstrengung aller Kräfte den
neuen Pflichten zu genügen. Wir werden uns be-
streben, den Lesern das zu halten, was wir uns
selbst gelobt!“ — Sonderbar komisch und einen un-
angenehmen Eindruck hervorrufend allein ist die
Parteinahme des Blattes gegen die „Musique-
rouge“ — d. h. gegen unsern herrlichen Richard
Wagner. Ja, es gibt nur einen Wagner und
Liszt ist sein Prophet!“ Wir können den Weimarschen
Nichtkorrespondenten der „Dstara“ nur bemitz-

leiden, daß er seit drei Jahren nicht mehr in das
dortige Theater kommt.

Musik.

Sobolewski. Der Componist des „Söder
von Corossan“, des Ziska vom Kelch“ und der ko-
mischen Oper „Ein Lied als Verräther“ Eduard
Sobolewski hat die Direktion der Königsber-
ger Oper niedergelegt und ist zunächst nach Weimar
gegangen, wo in einem Concerte seine Tochter als
Sängerin auftrat. Sobolewsky ist unstreitig einer
der tüchtigsten und talentvollsten Compositeurs der
Gegenwart. Er beabsichtigt nach London zu reisen.

Das zweite Heft des Wohlbekannten.
Der musikalische Wohlbekannte hat die zweite Lie-
ferung seines versteckten Journals vom Stapel laufen
lassen, — die einfache Notiz möge die Stelle einer
Kritik oder Warnung vertreten.

**Wagners Tannhäuser in Kroll's Sta-
blissement zu Berlin.** Einem Vernehmen nach
stände die Aufführung des herrlichen Tonwerkes
Richard Wagners auf der Bühne des Kroll'schen
Lokals bevor. Die Leitung derselben wird von
einem tüchtigen Musikdirektor (Schüler Wagners)
übernommen werden, und die Kräfte, welche in
Freiburg eine so gelungene Aufführung erzielten,
sollen auch zu dieser Vorstellung verwendet werden.
Bedenklich erscheint es immerhin, das Stück der
Kroll'schen Bühne, deren Ruf nicht der beste ist, preis-
zugeben. — Daß Wagner seinen Tannhäuser von
einer Hofbühne, die die Volksoper des Mecklenburger
Apollos, Flotow, vorzog, zurücknahm, erscheint eben
so gerechtfertigt, als daß er ihn doch auch dem Ber-
liner Publikum zugänglich machen will. Leider
darf das Friedrich Wilhelmstädter Theater, welches
in jeder Beziehung am geeignetsten wäre, nur kom-
mische Opern zur Aufführung bringen.

Sängerinnen in Leipzig. Kaum hat uns
Fr. Jenny Ney, die hier als Norma (2 mal)
Donna Anna, Martha, Agathe u. reichen und ver-
dienten Beifall eingeerntet, verlassen, so ist Fr.
Engst v. K. K. Hofoperntheater zu Wien mit
ihrem Gastspiel (zuerst als Fides im „Propheten“
des Maestro von der Spree) bei uns eingezogen und
hat gleichfalls guten Erfolg.

Theater.

Herzog Albrecht. Diese Tragödie von M.
Neyr, welche erst kürzlich in Königsberg zum ersten-
male aufgeführt und im königlichen Schauspielhause
zu Berlin wiederholt wurde, scheint denn doch nach
und nach Eingang auf den Bühnen gewinnen zu
wollen. Ein Trauerspiel wird in Deutschland stets

schweren Stand haben, und auf ein sofortiges „Durchschlagen“ ist nur bei einem berühmten Autor zu rechnen. Otto Ludwigs „Makkabäer“ haben bis jetzt mit drei, der „Erbförster“ hat etwa zwanzig Bühnen gewonnen, Moritz Heydichs „Tiberius Gracchus“ entschieden eine der besten Tragödien der Neuzeit, ist nur in Leipzig aufgeführt, May's „Zenobia“ wird wahrscheinlich auch nicht über München hinauskommen u. c. c. Verkennen wir nicht, daß vieles besser geworden ist, daß aber auch noch vieles besser zu werden hat.

Freitags Journalisten haben ebenso schnell als auf den Hoftheatern auf den kleinern Bühnen Eingang gefunden. In Leipzig, wo sie seit etwa schon zwei Monaten in Vorbereitung sein sollen, verlautet noch nichts von der ersten Aufführung.

Friedrich Haase und sein Abgang nach München. Trotz aller ihm von Eduard Deszert gebotnen Vortheile ist Friedrich Haase, der treffliche Charakterspieler vom Hoftheater zu Karlsruhe abgegangen und einem Rufe nach München gefolgt, um sein Talent auch in weitem Kreise geltend zu machen. Für das Karlsruher Theater ist jedenfalls Haases Abgang ein Verlust zu nennen.

Correspondenz.

Berlin d. 26. April.

Vor kurzem sind im Opernhause „die Makkabäer“ von Otto Ludwig in Scene gegangen, die erste Aufführung als Benefiz für Frau Crelingers vierzigjähriges Wirken an der Bühne, die denn auch zu einer wohlgelungenen Aufführung des Stückes das meiste beigetragen hat. Das Drama ist schon so vielfach gerühmt, und zwar verdientermaßen gerühmt worden, daß es überflüssig erscheint, in diese Lebensden noch ferner einzustimmen; statt dessen will ich versuchen, einige Mängel desselben aufzudecken. Und so ist denn nach meiner Meinung der erste und letzte Fehler, der Fehler, in dem alle andern ihre Wurzel haben, das daß Stück an Formlosigkeit leidet. Ich meine damit, daß es keine rechte Einheit hat, die klar und scharf durch die Handlung hervortritt, daß der Zusammenhang oft ein gemachter und gekünstelter scheint, daß die Charaktere nicht fest und consequent genug durchgeführt sind. Der letztere Mangel zeigte sich deutlich im Spiel der Schauspieler, die ohne ihre Schuld im Fluß der Handlung und Rede zu stecken schienen, weil sie bisweilen etwas sagen mußten, das ihrem bisherigen Charakter kaum angemessen war. Es findet sich jener Fehler der Formlosigkeit meist bei jüngern begabten Dichtern, auf die der Stoff noch zu gewaltig und reichhaltig eindringt, als daß sie ihn beherrschen und in eine geordnete und ebene Form

einzuschränken wüßten. Nur Zeit, Arbeit und nachhaltender Fleiß können jenem Uebel abhelfen und ein in Form und Inhalt vollendetes Kunstwerk hervorbringen, daß der Verfasser bei Ausdauer es bald dahin bringen kann, daß er Talent hat, ein ächtes Kunstwerk zu schaffen, hat er in dem Stück selbst genugsam bewiesen, das immerhin mit Recht als eine der großartigsten Erscheinungen unserer dramatischen Poesie betrachtet werden wird.

F. Gr.

Nachschr. d. Red. Dem Urtheile unfres Herrn Correspondenten im Wesentlichen beistimmend, bemerken wir noch, daß ein Hauptfehler der Otto Ludwigschen Tragödie darin liegt, daß die dramatische Steigerung am Schlusse des zweiten Aktes zum Gipfel gelangt ist und sich die übrigen drei Akte nicht auf der Höhe des zweiten zu halten wissen. Das aber ist als der reelle Gewinn der Makkabäer zu betrachten: der Verfasser des „Erbförster“ hat seinen Beruf auch zur historischen Tragödie bewiesen, er hat Bürgschaft dafür gegeben, daß wir noch das Beste und Größte von ihm und zunächst von seiner „Agnes Bernauer“, an der er gegenwärtig arbeitet, hoffen dürfen.

Magdeburg 29. April.

Das Erste, was uns in unserm heutigen Berichte zu berühren obliegt, ist: der Pepita de Oliva-Schwindel, der uns, influierend wie eine Cholera-Atmosphäre, aus andern Städten zuweht, die sonst ziemlich vernünftigen Magdeburger doch theilweise zu unterjochen scheint.

Magdeburg unterlag vor einiger Zeit verschiedenen Anfechtungen. Der Milanollo-Enthusiasmus basirte sich jedoch auf wirklichen Grund und Boden und die Ander-Bezauberung entnahm ihren Ursprung der Anerkennung vorhandener Vorzüge. Worauf stützt sich aber der Pepita-Wahnsinn? Der Referent der Magdeburger Zeitung sagt unter dem heutigen Datum: „Sonnoti Pepita ist schön wie Aphrodite, ihre üppigen Formen sind im höchsten Grade ebenmäßig u. c. ihr Kopf ein Meisterwerk der Schöpfung, bezaubernd ihr dunkles, großes Auge, der reizend geformte Mund mit seinen schönen Zähnen u. c.“ Genug davon, wie sehen schon, worauf sich dieser Pitorismus stützt, wir greifen es mit Händen — und sind überzeugt von der Zulänglichkeit der vorhandenen Mittel.

Freilich begreifen wir, die wir mit nüchternen Sinnen in der Welt der Bezauberung zu leben bestimmt sind, die Exaltation nicht, womit man sein Theaterbillet in der krampfhaft geschlossenen Hand, sich außer Athem läuft, sich drängt, sich stößt, um ja nicht die Minute zu versäumen, wo die Gliedmaßen eines Frauenzimmers zu bewundern sein werden, allein wie lassen der Dame gern den Triumph und freuen uns, daß sie ihre Zeit zu brauchen versteht, um ihren Beutel zu füllen. Wer nicht Gräfin oder Kaiserin zu werden hoffen kann, der muß seine Göttergaben auf eine andere Weise zu benutzen suchen.

Gestern Abend wurde der Gefeierten ein Fackelzug nebst Ständchen gebracht, aber, einem *on dit* zu Folge, doch nur auf Veranlassung der Theaterdirektion.

Les extrêmes se touchent. Gehen wir zu einem andern Gegenstand über. Die Kirchenconcerte sind jetzt hier *en vogue*. Fünf unserer hiesigen Organisten — Ritter, Rabling, Mühlberg, Fingenhagen und Tanneberg, lauter vortreffliche Orgelspieler und, bis auf Mühlberg, auch tüchtige Klavierspieler — haben es sich zur Aufgabe gemacht, dem allgemeinen Publikum Geschmack an großen klassischen Musikaufführungen beizubringen. Ob es ihnen gelingen wird, steht in Frage. Bei einem Zeitgeschmacke, der einer *Pepita* mit Freuden den Thaler opfert, während er das Biergroßchenstück zum Kirchenconcerte nur zögernd und mit vielem Bedenken anzuwenden beschließt, ist wenig Erfolg zu hoffen.

Mit unserm Theater steht es so — so! — Es ist ein Erfahrungssatz, daß das unbefangene und vorurtheilsfreie Urtheil über theatralische Leistungen nur dann die richtige Wirkung haben kann, wenn sich der Referent gänzlich frei von allen persönlichen Beziehungen zum Theaterpersonal hält. Das ist aber fast ein Ding der Unmöglichkeit, deshalb giebt es auch wenig Kritiken, denen unbedingt zu trauen wäre. Aber ein Fremder, nicht Eingeweihter in das Leben und Treiben einer Societät, welche immer und auf alle Zeiten in der Welt isolirt dastehen wird, kann wieder die Schwierigkeiten, die Kämpfe und die Lasten nicht beurtheilen, welche auf den Schultern derer ruhen, die uns auf einige Stunden nicht allein befriedigen, nein, wo möglich entzücken und hinreißen sollen. Er schlägt die Arbeit nicht hoch an, die vorhergehen muß, um das zur Einheit, zum harmonischen Ganzen zu bringen was in individuellen Befähigungen locker und getrennt in der Hand der Direktoren und Regisseure liegt. Er verlangt für sein Geld hinreichenden Genuß und glaubt sich durch die Lösung eines Billets berechtigt, Forderungen zu machen und Urtheile zu geben. Betrachten wir von diesem Standpunkte aus die Bestrebungen der Direktionen, das Publikum immer in dem Zustand innerlicher Befriedigung zu erhalten, so müssen wir es unbedingt loben, daß sie durch das Heranziehen der Sterne erster Größe in allen Branchen der Schauspielkunst das Publikum zu fesseln suchen, aber vom Standpunkte der Aesthetik und des wahren Kunstgenusses aus überblickt, ist dieses Blendwerk der Ruin des guten Geschmackes und die Untergrabung eines Institutes, das dem Weltleben einen idealen Reiz zu geben

vermag. Wir haben freilich nicht zu fürchten, daß durch dergleichen Unterminirungen die Schauspielkunst explodirend untergehen und spurlos verschwinden wird, aber sie wird, wie ein sanft gewordener Fluß unbeachtet im Sande verrinnen und nur bei effectvoller Gewaltigkeit vom Publikum benutzt werden.

Wir sind auf dem besten Wege zu diesem Ende und der Referent wagt es frei zu sagen: die Schuld liegt mehr an den Direktionen, als am Publikum. Es ist anzuerkennen, daß die Direktoren den Wünschen der Theaterfreunde nachkommen, welche das Vergnügen, auswärtige Größen bewundern zu können, bequem haben wollen, aber es muß dem Direktorium erst die zweite Pflicht sein, nachdem es die erste Pflicht: soviel als möglich ein harmonisches Ganze aus dem fest stehenden Personal bilden zu können, erfüllt hat.

Nächstens ein Mehreres darüber.

E. F.

Beischwingen.

Ein Theaterbrand in Moskau. In der alten Hauptstadt des russischen Reiches hat kürzlich ein Theaterbrand stattgefunden, der in Wahrheit furchtbar zu nennen ist. Die reichen Garderoben, Bibliotheken *z.* sind sämmtlich vernichtet — man schätzt den Schaden auf drei Millionen Rubel. Aber davon abgesehen ist der Verlust von siebzehn Menschenleben zu beklagen — außerdem wurden an sechzig Schüler des Conservatoriums, die sich gerade im Theater befanden, mehr oder minder verletzt. Das Gedränge bei der Flucht aus dem Theater soll entsetzlich gewesen sein.

Die Mode in der Poesie. Eine der bedenklichsten Erscheinungen ist uns stets die Mode in der Poesie gewesen. Wie sie sich gegenwärtig geltend macht, läßt sie zwei Dinge zu: entweder jene *Lovely-Poesie*, die uns in all den Blumen und Elfenmärchen entgegentritt, welche die letzten Jahre zu Tage gefördert haben, — oder die Nachahmungen des *Hafis*, welche durch einige tüchtige Poeten gefördert auch zur Ueberschwemmung zu werden drohen. Man wolle sich nicht damit helfen, daß die Mode in der Poesie gewissermaßen den Charakter der Zeit repräsentire. Es wäre in der That sehr schlimm, wenn eine launisch spielende Zeit ihre Launen auch in das heutige Gebiet der Kunst eindrängen könnte. Wenn freilich die Dichter an den Stand desselben treten und den Launen einen Finger reichen — nun so haben sie bald die ganze Hand.